Unordnungen der Leber

sind die Ursache von

Unreinem Blut

Man regulire die Leber durch den Gebrauch von

Dr. August König's Hamburger Tropfen

und das Blut wird gereinigt und die Gesundheit wieder hergestellt.

STANDARD GLASS & PAINT COMPANY.

Halter Block, gegenüber dem Oliver Theater.

Händler in

Glas, Farben, Firnisse, Oele, Bürsten, Spiegeln usw.

B. J. Meyer, Geschäftsführer. Hier wird Deutsch gesprochen

Gegründet 1880.

Dierks Lumber & Coal Co.,

1228 O Straße.

Telephon Holz, 13. Kohlen 35.

Wholesale and Retail Holz — und — Kohlen,

Achtung für die, welche Pferdegeschirre brauchen.

Fraget euren Geschirre-Händler für Pferdegeschirre Reitsättel usw. angefertigt von

Harpham Bros.

Lincoln, Neb.

CRETE MILLS

Leistungsfähigkeit 500 Barrels pro Tag.

VICTOR, das berühmte Frühjahrs-weizenmehl.

Futter wird zu 2 Cents per Bushel, in Quantitäten von 20 Bushels, gemahlen. CRETE, NEB.

Krug Cabinet Lagerbier

gebraut von der Fred. Krug Brewing Co., Omaha, Neb., ist auf der Trans-Mississippi und Internationalen Ausstellung

die goldene Medaille

verliehen worden. Dieser Preis wurde dem Krug'schen Cabinet Bier über alle anderen wegen der

Reinheit, Kraft und feinen Qualität

verliehen.

L. A. Ksensky, 138 nördl. 10. Lokal Agent.

Fred Krug Brewing Co.

Office: 1007 Jackson St., Telephone: No. 420. Omaha, Neb.

H. Wittmann & Co.,

Wichsing ihr erste Auswahl von

Geschirren, Sätteln,

Kummeten, Peitschen usw.

Bestellungen finden prompte Erledigung; ebenso werden Reparaturen pünktlich besorgt.

Kommt und überzeugt Euch selbst.

143-145 südl. 10. St. Lincoln, Nebraska.

J. C. WOEMPENER,

Händler in

Reinen Arzneien, Oelen, Farben u. s. w.

139 südl. 10. Straße, Lincoln, Neb.

Im Banne der Schuld.

Frei nach dem Französischen des Fortune du Boisgobey, von Ludwig Wechsler.

„Gut!" rief Roderich aus; „so habe ich mir Euch vorgestellt und gewünscht; der Pakt ist abgeschlossen!—Ohne Bedauern und für alle Zeiten!"

„Ohne Bedauern und für alle Zeiten!" wiederholten Lange und Fauder entschlossen.

Und die drei Männer, diese dem Schlechten geweihten Kräfte, welche das Verhängniß zu einem furchtbaren Bunde zusammenführte, reichten und schüttelten sich die Hände voll wilder Energie.

„An's Werk denn, die Zeit drängt. Wir müssen diese Nacht benützen, um den einleitenden Schritt zu thun, um uns die nöthigen Mittel zur Aufnahme des großen Kampfes zu verschaffen."

„Allerdings," sagte Lange, „vorerst aber müssen wir wissen—kennen—"

„Ich weiß—und ich kenne—"

„Wirklich?"

„Ja."

„Wird es schwierig sein?"

„Nein."

„Ist es weit?"

„Etwa zwei Stunden entfernt."

„Nach welcher Richtung hin?"

„Dorthin.—Dort befindet sich eine Kolonie Namens S.—und ein Haus, welches ich nie im Leben vergessen werde, da sich dort seit gestern, innerhalb weniger Stunden ganz furchtbare Dinge ereignet haben.—Ich werde Euch in dieses Haus führen, und wir werden dort so viel Gold, Silber, Schmucksachen und Werthpapiere finden, daß wir nicht wissen werden, was damit anfangen.—Dann werde ich Euch zeigen, wie sich ein Mann rächt, wenn er Roderich heißt!"

„Bravo," rief der kleine Fauder aus. „Das Programm ist ein wunderbares! Gold, Silber, Schmucksachen, Werthpapiere, daß man nicht weiß, was damit anfangen!"

„Meiner Treu!" sagte Lange; „ich kenne die Kolonie S. Es ist dort eine vorzügliche Schänke, wo ich in meinen guten Zeiten mehrmals gekneipt habe. Ich werde schnurstrads mit geschlossenen Augen vorwärts marschiren."

„Gut, Du wirst uns leiten."

„Sehr wohl! Wir werden jetzt unseren Angriffsplan entwerfen und den Rückzug nach vollendetem Werk sichern. Der Schnee, der sicherlich bis zum nächsten Morgen anhält, wird unsere Spuren verwischen.—Wir haben demnach alle Aussichten auf ein Gelingen. Doch fachen wir zunächst unser Feuer von Neuem an; es ist dem Erlöschen nahe."

2. Kapitel.

Zur Zeit, da unsere Erzählung anhebt, wurde die Schänke zu S. von einem verschlagenen Bauern, dem alten Franz Stech geleitet, der sehr wenig zu Hause, dagegen in Geschäften sehr viel unterwegs war. Seine beiden Hände staken beinahe immer in den Taschen seines kastanienbraunen Ueberrockes, der nur drei Spannen länger als seine schmutzige Jacke war, während ihm eine Pelzmütze immer bis tief in die Stirn saß.

Der Mann hatte eine charakteristische Physiognomie; ein rothbraunes, von einem gelblichen Barte umrahmtes Gesicht, eine niedrige Stirn, auf welcher, besonders gegen die Schläfen zu, die blauen Adern dicht hervortraten, kleine, runde, durchdringende Augen, die keck und beharrlich unter den Wimpern hervorlugten. Des Mannes, von zahllosen Furchen gekreuzte Züge drückten Geiz und Habgier aus. Es war ein Gesicht, das man, einmal gesehen, nicht wieder vergißt.

Vater Stech beschäftigte sich mit allen Arten von Geschäften, nur nicht mit seiner Schänke. Er verkaufte Holz, Wagen, Pflastersteine, Pferde, Esel, Kühe, Maulthiere, Hunde und Hasen nicht ausgenommen; als echter rechter Roßtäuscher kaufte er Alles, was sich kaufen läßt, und verkaufte Alles was verkäuflich war. Im Dorfe, vor dessen Eingang seine Schänke lag, erfreute er sich keines guten Leumundes.

An diesem Abend war Vater Stech sehr spät heimgekommen.

Seine Frau und Tochter hatten ihn ungeduldig erwartet, um das bescheidene Abendessen einzunehmen; und die große Wanduhr verkündete die zehnte Stunde, als der Hausherr sein Taschenmesser zuklappte und seinen Stuhl an den Kamin rückte, in welchem ein helles Feuer brannte.

„Hehe!" machte er, indem er sich mit heiterer Miene die Hände rieb; „die Geschäfte gehen nicht schlecht—gar nicht schlecht—ich bin zufrieden, Mutter—ganz zufrieden.—Hol' uns doch 'mal 'ne gute Flasche aus dem Keller. Heute soll's hoch hergehen."

Und während die Alte ganz erstaunt über diese unerwartete Redseligkeit, die in starkem Gegensatze zu den sonstigen Gewohnheiten des Mannes stand, sich beeilte, den erhaltenen Befehl auszuführen, kicherte er still vor sich hin und trommelte mit den dicken, knotigen Fingern einen Marsch auf der Kaminplatte.

Seine Tochter stand aufrecht, furchtsam und zaghaft hinter ihm.

Sie war bleich wie Schnee, blond, hatte große blaue Augen, eine zierliche Gestalt und war lieblich, wie der Traum einer Frühlingsnacht. Dessen ungeachtet, schien sie ernst, traurig, überlegt zu sein, als kenne sie mit ihren achtzehn Jahren bereits die Bitternisse des Lebens, als hätte ihr heranblühendes Herz bereits unter dem Drucke seelischer Pein zu leiden gehabt. Zudem waren ihre Augenlider geröthet und angeschwollen, und auf dem zarten Flaume ihrer Wangen hatten die Thränen ihre deutlichen Spuren zurückgelassen. Das alte Haus blieb offenbar den sich an dasselbe knüpfenden Ueberlieferungen hartnäckig treu, und inmitten seines eisigen Schweigens, seiner Isolirung, seines langwährenden Todeskampfes hatte es noch Raum für ein Drama, für ein innerliches, verschwiegenes, darum aber vielleicht nur noch schrecklicheres Drama.

Ein einziger Blick genügte, um die Rollen zu vertheilen: die Opfer waren die Zweifel die beiden armen Frauen, Mutter und Tochter, Beide zitternd und von Furcht erfüllt in Gegenwart ihres Herrn und Gebieters, des Tyrannen Franz Stech.

Die heitere Stimmung des Gastwirthes schien die Beiden indessen ein wenig aufgerichtet zu haben. Die Mutter kam zurück mit einem Schimmer von Heiterkeit auf dem abgemagerten Gesicht, und in den Augen des jungen Mädchens blitzte etwas wie ein Hoffnungsschimmer auf.

„Hehe, Mutter!" sagte Stech und machte eine halbe Schwenkung auf seinem Stuhle; „Du bringst uns da Nußschalen zum Trinken; das ist nur für die Kunden—ich aber will aus einem großen Glase trinken—will einen tüchtigen Schluck machen—man ist nicht jeden Tag gut gelaunt—"

Und mit den kleinen Augen blinzelnd, folgte er achtsam den Bewegungen der Mutter Betta—es war das eine Abkürzung für Elisabeth—die mit zitternder Hand die Gläser füllte.

„Also," sprach er, indem er sich vorneigte, um sein Glas zu nehmen, wobei er seine Tochter spöttisch anblickte, „auf Deine Liebe, Fräulein Hedwig!"

Und er trank langsam, in Absätzen, wobei er mit der Zunge schnalzte, während Hedwig schweigend, zitternd verharrte, und eine lebhafte Röthe sich über ihr Gesicht ergoß.

„Hat er sich vielleicht im Laufe des Tages hier herum sehen lassen?" fragte Stech plötzlich, indem er sein Glas auf die Kaminplatte stellte.

Bei der unerwarteten Frage steigerte sich die Befangenheit der beiden Frauen bis zur Verwirrung, und sie wechselten einen raschen Blick.

„Nun? Seid Ihr mit einem Male stumm geworden?" fragte der Gastwirth heftig und richtete einen inquisitorischen Blick auf Mutter und Tochter.

„Wir haben Herrn Sauerbach nicht gesehen," beeilte sich Mutter Betta zu antworten.

„Konntet Ihr das nicht gleich sagen?" Und besänftigter, doch mit ironischer Betonung fuhr er fort: „Das sind zwei getreue Liebesleute. Ich wette, der große Schneefall hat unseren zukünftigen Schwiegersohn zurückgehalten, hierherzukommen. Ich erlaube Dir, Kleine, ihn tüchtig auszuschelten und ihm sogar eine Strafe aufzuerlegen. Es ist ein unverzeihliches Verbrechen, seine Zukünftige am Vorabend der Verlobung zu vernachlässigen."

„Am Vorabend der Verlobung?" wiederholte Hedwig mit dem Ausdrucke der Verzweiflung.

„Gewiß—habe ich es Euch denn nicht schon mitgetheilt? Gewiß—so viel ich mich erinnere; solltet Ihr es vergessen haben? Wenn ja, so wiederhole ich, daß morgen die Verlobung, übermorgen, Sonntag, das Aufgebot und in vierzehn Tagen die Hochzeit stattfindet. Bei mir darf man nichts in die Länge ziehen. Eins, zwei, drei—fertig!"

Und wieder kicherte er in seiner trockenen, widerlichen, ironischen Weise vor sich hin.

Doch plötzlich unterbrach er sich, und Gattin und Tochter mit einem heimtückischen Blicke betrachtend, sagte er:

„Nun kommt Ihr zu Bette gehen; ich bleibe noch wach, denn ich habe verschiedene Papiere in Ordnung zu bringen—oh, sehr niedliche, schöne Papiere."—Sich aber sofort verbessernd, fügte er hinzu: „Ihr sollt aber nicht meinen, daß wir reich sind—reich, ich nicht mehr arbeiten zu müssen.—Oh nein, es handelt sich blos um eine kleine Operation, die geglückt ist—nur eine einzige!—Des Weiteren sind wir arm wie Hiob, hört Ihr? Du kannst die Flasche mit dem Weine hier lassen, Betta; das hält einem die Augen wach, wenn man schläfrig wird. — Gute Nacht."

Hedwig hatte die letzten Worte ihres Vaters nicht mehr vernommen; seitdem er gesagt: „Morgen ist die Verlobung, in vierzehn Tagen die Hochzeit," war sie leblos gewesen, ohne Stimme, ohne etwas zu hören oder zu sehen.

Ihre Mutter, die arme Sklavin, gewöhnt, einem Blicke, einer Fingerbewegung zu gehorchen, hatte den von ihrem Gebieter ausgesprochenen Abschied deutlich vernommen, demgemäß sofort eine kleine Lampe angezündet und sich angeschickt, das Zimmer zu verlassen. Als sie jetzt sah, daß Hedwig regungslos verharrte und mit den weitaufgerissenen Augen starr vor sich hinblickte, näherte sie sich ihr langsam und sagte sanft:

„Du kommst nicht?"

Das junge Mädchen zuckte zusammen; ihr irrer Blick schweifte durch das Zimmer, und sofort nahm ihr Gesicht einen Ausdruck verzweifelter Angst an.

Mit einer Bewegung schien sie die Befürchtungen zu verscheuchen, welche auf ihrer Seele lasteten, und entschlossen schritt sie auf Franz Stech zu, der zerstreut in die Flammen des Kamins blickte.

„Vater—" begann sie mit bittender Stimme.

„Sieh da—sieh da—" sagte jener, sich mit einem heftigen Ruck umwendend; „was gibt's denn, Mamsell?"

„Ich wollte Dir sagen—bezüglich dieser Heirath, die Du vorbereitest—Dich bitten—"

„Ach, ach! das ist's also! Die Sache gefällt dem Fräulein wohl nicht?"

Und Stech heftete die kleinen Augen mit hartem, drohendem Blick auf das junge Mädchen, während seine Stimme scharf und schneidend wurde. „Was soll ich denn thun?"

Hedwig fand nicht sofort eine Antwort, sagte aber nach kurzem Zögern: „Du vermagst Alles, denn Du bist der Herr.—Oh! ich flehe Dich an—und dann gedachte ich noch lange bleiben zu können.—Ich bin ja noch so jung.—Was habe ich Dir denn gethan?—Weshalb willst Du mich von Dir entfernen?—Ich war stets eine gehorsame, unterwürfige Tochter, habe mich Deinem Willen niemals widersetzt, niemals eine Klage laut werden lassen—ich beschwöre Dich, lasse mich noch bei Dir sein, bei Dir und Mutter—"

Stech blickte seine Tochter mit so spottender Miene an, daß dem armen Kinde die Worte auf den Lippen erstarben. Dann zuckte er die Achseln und sagte:

„Kapperlapepp! Das kennen wir, dieses Geschwätz.—Ich bin so glücklich!—Ich will Dich nicht verlassen!—Ich fürchte mich vor dem Heirathen!—und so weiter.—Was wurde ich nicht thun in Dein Spiel sehen.—Als wüßt' ich nicht, daß es nicht die Heirath, sondern der Gatte ist, der Dir mißfällt, oder habe ich etwa nicht Recht?"

Hedwig richtete sich empor, und mit einer Festigkeit, die den Gastwirth in Erstaunen setzte und zugleich reizte, erwiderte sie:

„Ja, das ist wahr."

„Aha, mein Fräulein Hochnase, da haben wir ja die gehorsame, unterwürfige Tochter!—Und weshalb hat Herr Josef Sauerbach nicht das Glück, Ihren Beifall zu finden, Fräulein Prinzessin?"

„Weil er schlecht und häßlich ist," erwiderte das junge Mädchen entschlossen; „weil er bedeutend älter ist als ich, und weil er für einen ehrlosen Menschen gilt."

„Ah! so steht die Sache!" schrie Stech in einem jener Wuthanfälle, die ihn so schrecklich erscheinen ließen. „Das sind also Deine Gedanken! Wehe denen, die sie Dir in den Kopf gesetzt haben! Ja! Wehe ihnen! Ah! Sauerbach ist alt? Wohlan, Du wirst ihn heirathen, so alt er auch sein mag!—Er ist häßlich? Und wäre er es noch hundert Mal mehr, so würdest Du ihn dennoch heirathen!—Ah! Sauerbach ist ein ehrloser Mensch?—Oh—und was bin denn ich, der ich mit ihm täglich Geschäfte mache?"

In seiner Wuth hatte Stech das unglückliche Mädchen an beiden Armen gefaßt und er schüttelte es derb, während er ihm seine Worte in's Gesicht schrie. Das arme Kind wagte gar nicht, ihn anzublicken; es senkte den Kopf, und Thränen sickerten zwischen den langen Wimpern herab, während ein unterdrücktes Schluchzen über die zusammengepreßten Lippen trat.

„Habe Erbarmen!" murmelte sie endlich. „Laß mich! Ich schwöre Dir, daß ich Dich nicht verletzen wollte—"

Der Schankwirth ließ sie los, doch sein Zorn war noch lange nicht besänftigt.

„Soll ich Dir sagen, warum Du Sauerbach nicht heirathen willst?" fuhr er mit unverminderter Heftigkeit fort. „Ihr haltet mich wohl für blind und denkt, ich sei blöd, Deine Mutter und Du? Weil man diesen Thunichtgut, diesen Habenichts heirathen will, der im Walde die breiten Leinwandrahmen beschmiert, als wäre es nicht besser und einfacher, sie ganz weiß zu lassen: den Herrn Maler Alfred Schönfeld!—Tod und Teufel, wenn mir der Windbeutel nochmals in den Weg kommt, so möge er rasch das Weite suchen, sonst zerbreche ich ihm die Glieder!—Und sollte er jemals in meiner Abwesenheit einen Fuß in mein Haus setzen, so gnade Euch Gott!—Merke Dir also, morgen ist Verlobung, und in zwei Wochen Hochzeit!—Und nun marsch zu Bett!"

Mutter Betta, die während dieser ganzen Szene zitternd und wortlos an der Thür gestanden hatte, faßte Hedwig jetzt an der Hand und zog sie mit sich.

Bevor das junge Mädchen über die Schwelle trat, wandte sie sich noch einmal um, als wäre noch nicht jede Hoffnung in ihrem Herzen erstorben. Doch die gerunzelten Brauen und verzerrten Züge des Vaters sagten ihr, daß jedes weitere Wort vergebens sei. Sie fühlte sich schwach werden, und schluchzend lehnte sie sich an die Schulter der Mutter, die sie mit sich zog und ihr dabei leise Trostworte zuflüsterte.

Allein geblieben, verschloß Stech sorgfältig die Thür. Er fluchte noch immer und machte seinem Ingrimm durch ein halblautes Selbstgespräch Luft:

„Hat man je solch 'ne Dirne gesehen? Es ist wahr, daß Sauerbach nichts Verführerisches an sich hat, und dann ist er beinahe doppelt so alt wie sie. Was hat das aber zu bedeuten, Schockschwerenoth, sobald er nur Geld hat? Und das Wichtigste für mich ist dabei, daß ich keinen Pfennig Mitgift zu geben brauche, und mit seinem Chef, Herrn Schröder, fortan noch bessere Geschäfte werde machen können. Hehe! Freund Sauerbach hat eine gute Stelle inne und kann seinem Schwiegervater in manchen Dingen von Vortheil sein. Morgen kommen die Papiere in Ordnung; das ist einmal abgemacht.—Gering gerechnet sind dabei dreißigtausend Mark zu gewinnen. Hehe, das verlohnt sich schon der Mühe, und Hedwig macht ganz vergebens ihre Männchen; in vierzehn Tagen ist sie doch Frau Sauerbach—"

Dabei war sein Gesicht wieder heiter geworden, und seine Augen funkelten.

„Und nun zu unseren lieben, schönen Papierchen," murmelte er leise vor sich hin.

Er rückte den Tisch vor den Kamin, setzte sich bequem nieder und, nachdem er sein Glas von Neuem gefüllt, zog er aus der Tasche seines kastanienbraunen Ueberrockes eine umfangreiche, mit Papieren gefüllte Brieftasche, sodann unter seinem Jacket einen, mittelst zweier starker Riemen um seinen Leib geschnallten Beutel aus dickem Leder hervor und legte das Alles vor sich hin.

3. Kapitel.

Durch die Mutter in ihr Zimmer geleitet, war Hedwig kraftlos auf einen Stuhl gesunken, wo das arme Kind in einen Strom von Thränen ausbrach. Ihre Brust hob und senkte sich krampfhaft, und ihr ganzer Körper bebte und zitterte von innerlicher Aufregung.

Vergebens suchte Mutter Betta sie zu trösten.

„Mein Gott!—mein Gott!" sagte sie; „weine doch nicht so, mein armes Kind. Es ist ja noch nicht Alles zu Ende, und vielleicht gibt es doch noch eine Hoffnung.—Verzweifle nicht, ich flehe Dich an!—In vierzehn Tagen kann sich noch Manches ereignen—"

Doch Hedwig hörte nicht. Ihr Schmerz war beredter als der Mund der Mutter, und ihr Schluchzen, ihre Thränen brachen sich Bahn mit der ganzen verhaltenen Heftigkeit ihrer überaus eindrucksfähigen, empfindlichen Natur.

Mit der Zeit sah sie, daß aller Zuspruch vergebens sei, nahm sie ihre Tochter in die Arme, gleichwie sie es gemacht hatte, als Hedwig noch ganz klein war; und sie endlich drückend, begann sie still mit ihr zu weinen. Und ihre mit Küssen untermischten Thränen trugen mehr als alle Trostesworte dazu bei, das arme Kind zu beruhigen.

Lange verharrten sie, sich derart umschlungen haltend, in tiefem Schweigen, welches nur durch das zeitweilige Aufschluchzen Hedwigs und das Pfeifen des Windes unterbrochen wurde, der den Schnee gegen die Fenster jagte.

Als Hedwig lange still vor sich hingeweint hatte, machte sich eine große Ruhe, eine tiefe Erschöpfung in ihr geltend. Sie schlang die beiden Arme um den Nacken ihrer Mutter, und sie lange an sich drückend, murmelte sie:

„Ich danke, o ich danke Dir! Du bist gut—Du liebst mich, und wie sehr liebe ich Dich!"

„Mein liebes Kind. Du warst ja mein einziger Trost, meine einzige Belohnung und auch das einzige Band welches mich an das Leben fesselte. Ohne Dich wäre ich schon längst gestorben."

„Arme Mutter!"

„Gott verhüte, daß Du zu dulden hättest, was ich bereits zu dulden hatte—"

Eine lange Pause trat ein, während welcher die alte Wanduhr mit dröhnendem Ton elfmal zum Schlage ausholte.

Hedwig erbebte.

„O!" sagte sie bei sich; „schon—" Und laut fuhr sie fort:

„Weißt Du, Mutter, was sich morgen hier ereignen wird?"

„Hedwig, ich beschwöre Dich, widersetze Dich Deinem Vater nicht; begehe keine Thorheiten—"

Das junge Mädchen schüttelte mit bitterer Resignation das blonde Haupt.

„Ach, Mutter, ich habe Dich so unsäglich viel leiden gesehen, daß ich den Tod diesem Leben voll Qual und Thränen vorziehe. Schon seit langer Zeit steht meine Ueberzeugung fest, ist mein Entschluß gefaßt. Ich werde geradeaus vor mich hinschreiten, gleich viel, was sich ereignen möge—"

„Welche sonderbaren Worte!—Kind, Du flößest mir Furcht ein!"

„Wenn ich morgen," fuhr Hedwig fort; „sobald alle Gäste versammelt sind, rufen, schreien würde: —Nein, nein, ich will nicht! ich will nicht—"

„Unglückliche. Dein Vater würde Dich tödten!"

„Ich wäre es zufrieden—"

„Nein.—O! nein—das ist ja nicht möglich, derlei fürchterliche Dinge führt man nicht so gleichgiltig aus.—Aus Dir spricht augenblickliche Verzweiflung; doch werden diese schwarzen Gedanken von Dir weichen.—Die Ueberlegung wird wiederkommen.—Du mußt Dich besser verstellen, um Zeit zu gewinnen."

„Nein! Wenn man vom ersten Moment an feige ist, so geht man seiner ganzen Zukunft verlustig."

„Er wird schrecklich, unerbittlich sein."

„Ich werde kein Bedauern empfinden, keine Thräne vergießen."

„Und was soll dann aus mir werden?"

„Ach Mutter, meine gute Mutter, verzeihe mir.—Ja, am schlimmsten wird dann Dein unschuldiges Haupt zu büßen haben. Dein ganzes Leben bestand aus Opfern und unverdienten Leiden, und nun soll ich, Deine einzige Tochter, Dir den herbsten aller Schmerzen zufügen!—Ach, hat sich denn der Himmel von uns abgewendet? Hat mich Gott schon bei meiner Geburt zum Unglück bestimmt?"

Und Hedwig brach neuerdings in Thränen aus.

Mutter Betta hob das greise Haupt empor und sagte festen, ernsten Tones:

„Du bist stark und muthig, Hedwig, Dein Charakter gehört nicht zu jenen, die sich unterwerfen, und Dein Wille kann nicht gebrochen werden—was vermag ich, arme, alte Frau Dir also zu sagen, die ich nur im Verborgenen zu weinen und zu leiden verstehe? Bei dem Gedanken, daß Du Dich Deinem Vater, der nicht uns, sondern nur sein Geld liebt, widersetzen, seine Projekte zerstören willst, erfaßt mich Zittern und Zagen.—Doch weißt Du, mein Kind, daß ich stets bereit sein werde, um mit Dir zu weinen, um Dich zu trösten, soweit dies eben in meinen schwachen Kräften steht, oder aber, um mit Dir zu sterben."

„Verzeihe mir, Mutter, verzeihe mir!" rief Hedwig aus, das Gesicht der trefflichen Frau mit heißen Küssen bedeckend.

„Dir verzeihen!—Bist Du denn nicht mein einziges Glück, meine einzige Freude, meine alleinige Liebe?—Hoffe noch, mein Kind, hoffe noch—Gott wird uns nicht verlassen—schlafe in Frieden, eine ruhig verbrachte Nacht wird Dir die nöthigen Kräfte verleihen, um die Aufregungen des morgigen schrecklichen Tages überstehen zu können—Und wenn er uns noch beisammen antreffen würde?—Trennen wir uns—höre mich an, mein Kind, sei vernünftig—gute Nacht!"

Und ihre Tochter noch einmal an sich drückend, verließ Mutter Betta leise das Zimmer, ohne ein Geräusch zu machen, aus Furcht, die Aufmerksamkeit ihres Gatten zu erregen, der noch immer im Wohnzimmer eingeschlossen war.

Hedwig war schweigend, mit leer vor sich hinstarrenden Augen sitzen geblieben. Ihre Thränen flossen nicht mehr, doch ihre Lippen bewegten sich, indem sie leise Worte murmelten.

„Ich wagte nicht, ihr die furchtbare Wahrheit zu gestehen," flüsterte sie vor sich hin. „Sie hätte zweifellos Worte gefunden, um mich zurückzuhalten und mich vor einem Vergehen bewahrt—"

Die Uhr verkündete halb zwölf.

Sie erhob sich hastig, noch mehr erbleichend, und preßte die Hände auf das Herz, um dessen wildes Pochen zu dämpfen.

„Es ist Zeit—" murmelte sie.

Rasch trat sie an's Fenster, schob die Vorhänge hinweg und trachtete, einen Blick durch die mit Eisblumen belegten Glasscheiben in's Freie zu werfen.

„Der Schnee fällt noch immer," sagte sie in ihrem Selbstgespräch fort. „Er wartet gewiß schon auf mich—"

Hastig trat sie in die Mitte des Zimmers zurück. Eine Blutwelle hatte ihre [illegible] gefärbt, und ihr Blick irrte unstät, angsterfüllt umher, während ihre ganze Gestalt von einem konvulsivischen Zittern geschüttelt ward.

„Mein Gott!—Mein Gott!" stöhnte sie auf. „Was soll ich thun? Bleibe ich, so bin ich verloren—die Gattin dieses Menschen—dieses Ehrlosen, es ekelt mich an, mein ganzes Innere sträubt sich dagegen.—Und entfliehen heißt Entehrung, heißt—ach, ich will gar nicht daran denken—arme, arme Mutter!"

Und sie verharrte regungslos, unentschlossen, die Brust von einem krampfhaften Schluchzen geschwellt, welches sie vergeblich zu unterdrücken suchte.

Ein fürchterlicher Kampf tobte in Hedwigs Herzen. Sie liebte voll heißer, tiefer Gluth den jungen Mann, dessen Namen ihr Vater vorhin mit wildem Grimm genannt hatte. Ihr Vater, der, ohne Erbarmen mit ihrer Verzweiflung und ihren Thränen zu haben, sie, seine einzige Tochter, seinem Genossen und Helfershelfer als bedungenen Preis für gewisse schmähliche Uebereinkünfte hinwerfen wollte.

Lieber alles Andere, als dieses fürchterliche Opfer, dieses entsetzliche Schmach.

Alfred Schönfeld hatte ihr den Vorschlag gemacht, er wolle sie der Tyrannei ihres Vaters entziehen, indem er sie weit, weit fort mit sich führte.

Sie hatten sodann warten wollen, bis der Zorn des Gastwirths sich legen, und sie durch Geduld und Bitten möglicher Weise gar seine Einwilligung zu ihrer Verbindung erlangen würden.

Hedwig hatte lange Widerstand geleistet, und erst, als ihre letzte Hoffnung, den Vater zum Nachgeben zu bewegen, geschwunden war, den Entschluß gefaßt, das elterliche Haus zu verlassen. Ihre letzten Bemühungen waren rauh zurückgewiesen worden, und die Stunde, da sie ihr Versprechen halten sollte, hatte geschlagen. In Voraussicht der leider nur zu sicheren Weigerung des alten Stech, wollte Alfred sie diese Nacht vor der Schänke erwarten, und ihre gemeinschaftliche Abreise sollte mit dem nach München abgehenden Zuge erfolgen, der fünfzehn Minuten vor Mitternacht in F. anzuhalten hatte.

Leider vermochte sich das unglückliche Kind dieser Flucht nicht zu entziehen, und so verharrte es unentschlossen, schluchzend und schwankend zwischen der Schmach des Bleibens und jener der Flucht.

„Er wartete gewiß schon lange," sprach sie mit leiser Stimme vor sich hin.

Plötzlich machte sie eine entschlossene Bewegung. Rasch hüllte sie ihren Kopf in ein schwarzes Wollentuch, warf einen Mantel über die Schultern und schritt der Thüre zu.

Dort ward sie neuerdings von Zögern erfaßt. Ein Gefühl stärker als ihr Wille, zwang sie, zurückzuschauen und mit einem langen Blick ihr Zimmer zu umfassen, in welchem sie als junges Mädchen gelebt. Von den mit Bildern und sonstigen Erinnerungszeichen bedeckten Wänden schien ein unbesiegbarer Zauber auszugehen, der alle ihre Bewegungen lähmte.

„Oh!" murmelte sie; „so zu gehen—und für immer—entsetzlich!"

Schwere Thränen rollten langsam über ihre Wangen.

In diesem Augenblick vernahm sie das Rücken von Stühlen, das aus dem Zimmer kam, in welchem sich Stech befand. Sie fürchtete, überrascht zu werden; rasch öffnete sie die Thür und schlüpfte hinaus. Der lange Korridor, der sich durch diesen Theil der Schänke zog, war schnell durcheilt. Dann hielt sie zitternd inne, um zu lauschen. Nichts war zu vernehmen.

Nun kehrte sie um, leicht und geräuschlos, wie ein Schatten. Ein schmaler Lichtstreifen drang durch eine Ritze der Thür jenes Zimmers, in das sich ihre Mutter zurückgezogen hatte. Sie sank auf die Knie, und murmelte leise: „Verzeihe mir—"

Noch tiefer neigte sie sich, bis ihre Lippen die Schwelle des Gemaches berührten, dann floh sie entsetzt von dannen.

Prohibition.

Folgendes Geschichtchen aus dem Leben Mark Twains finden wir in Wiener Blättern erzählt: Der amerikanische Humorist veranstaltete eine Reihe von Vorträgen in Neuseeland. Eines Tages sprach er über die „Prohibition", das ist jenes Gesetz, das den Verkauf alkoholischer Getränke verbietet. Mark Twain erklärte zwar, daß er ein Anhänger dieser Maßregel sei, aber er mußte anerkennen, daß sie auch ihre unangenehmen Seiten habe, und gab als Beweis dessen Nachstehendes zum Besten: Es sind mehrere Jahre her, daß ein braver Bursche aus dem Westen in eine Stadt kam, für die das Prohibitions-Gesetz galt. Er fragte nach einem Wirthshause, aber man sagte ihm, er werde nirgends wo anders etwas zu trinken bekommen, als bei dem Apotheker. Der brave Bursche ging also zu dem Apotheker und setzte diesem sein Verlangen auseinander. Der aber erklärte:

„Ohne Rezept eines Arztes kann ich Ihnen kein Getränk verabfolgen."

Der Unglückliche entgegnete: „Ich sterbe vor Durst und habe keine Zeit einen Arzt zu suchen."

„Dann kann ich Ihnen nicht helfen", lautete die Antwort, „ich darf alkoholische Getränke nur in dringenden Fällen verabreichen und stets nur, wenn Jemand von einer Giftschlange gebissen wurde."

„Wo ist eine solche Schlange aufzutreiben?" fragte der vom Durst Gequälte.

Der Apotheker gab ihm die Adresse derselben und der Bursche eilte fort. — Aber bald kam er wieder. Verzweiflung im Gesichte.

„Nun?" rief der Apotheker.

„Gnade!" jammerte der Andere, „die Schlange kann nicht mehr beißen vor Ueberanstrengung, und ist überdies auf Wochen hinaus bestellt!"